

*Der Orient,
der Okzident
und die*

Donau

Eine episodische Flussreise von Zora del Buono



DONAU
Länge: 2840 Kilometer
Einzugsgebiet: 0,8 Millionen Quadratkilometer
Länder: Deutschland, Österreich, Slowakei,
Ungarn, Kroatien, Serbien, Bulgarien, Rumänien,
Moldawien, Ukraine
Wassermenge pro Jahr: 190 Kubikkilometer



„Gleich hinter dem Rennweg beginnt der Orient.“ Als Bonmot in die Kulturgeschichte eingegangen, war es Fürst Metternich, der sich derartig äußerte. Rennwege gibt es viele, gemeint hat der Staatsmann jenen in Wien, eine Ausfallstraße Richtung Osten, heute eine breite Straße ohne Charme. Dahinter also lauert der Orient? Damals wie heute in seiner Fremdheit als Bedrohliches und Betörendes gleichermaßen empfunden.

Die Historie ist wild und wirr. Das Donauland war Heimstätte von Griechen, Römern, Habsburgern, Osmanen, Türken, Banatdeutschen, Serben, Donauschwaben, Roma, Lipowanern, Rumänen, Bulgaren. Hier kämpften Halbmond und Kreuz erbittert gegeneinander, fast ein halbes Jahrtausend lang belagert Konstantinopel die Städte entlang der Donau, stehen Moscheen auf engem Raum neben Kirchen und Synagogen. Erst 1878 verlieren die Türken endgültig das Donauebiet.

Der zweitlängste europäische Strom berührt heute zehn Länder, scheint Ruhe gefunden zu haben, eine Ruhe, die nicht gesichert ist, wie könnte sie auch? Zu oft haben sich in der Vergangenheit Völker Schlachten geliefert, zu viele Menschen wurden vertrieben, zu viele Staaten haben sich gebildet und wieder aufgelöst. Die Geschichte des Donauebietes ist in erster Linie die Geschichte eines polymorphen Gebildes, eines Raumes, der ein Neben- und Durcheinander von Kulturen erlaubte. „Seit dem Nibelungenlied stehen Rhein und Donau sich voller Misstrauen gegenüber“, schreibt der größte Chronist der Donau, der Literat Claudio Magris. „Der Rhein ist Siegfried, germanische Tugend und Reinheit. Die Donau ist Pannonien, das Reich Attilas, orientalische Flut. An ihren Ufern begegnen und mischen sich die verschiedensten Völker, anders als am Rhein, dem mythischen Wächter über die Reinheit germanischen Geschlechts.“

Aber auch das Germanische, das Deutsche, hat sich der Donau entlang flussabwärts geschlängelt, genauso wie sich das Orientalische, das Türkische etwa, den Strom flussaufwärts angesiedelt hat. Beides lässt sich finden, aber beides verschwindet nach und nach. Aber wo beginnt er denn nun, der Orient? Und wo endet der Okzident? Eine Spurensuche entlang Mitteleuropas Hauptschlagader, der Donau.



Furtwangen, Deutschland

Furtwangen, Deutschland

Eine nasse Wiese hoch über Furtwangen im Schwarzwald; das Gasthaus *Kolmenhof* mit einem Kaffeemühlen sammelnden Wirt; ein hölzernes Portal, durch das ein paar Treppenstufen zu einem klaren Wässerchen namens Breg hinunterführen, das sich aus der nassen Wiese in einer winzigen Steinmulde zusammengefunden hat; eine in einen Steinbrocken eingelassene Tafel, auf der steht: *Donau-Quelle*. Das also ist der Anfang.

Wer behauptet, die Donau beginne in Donaueschingen, wird hier oben ausgelacht. So ein Unsinn, weiß doch jedes Kind: *Brigach und Breg bringen die Donau zuweg*. Der Wanderer sagt's, sticht in die Kirschtorte, wischt sich einen Schokoladenkrümel vom Mund und warnt vor den Rumänen da unten im Delta, das seien schon richtig wilde Araber.

„I wo, die sind sehr nett“, meint die Wirtin. „Gänsehaut bekomme ich, wenn ich dran denke, wie weit die hochgefahren sind, die Rumänen, nur um ein Fläschchen mit Donauwasser zu füllen und zu schauen, woher 's denn kommt, das viele Wasser. Die schlafen zu viert in einem kleinen Auto bei uns aufm Parkplatz, die sind so arm, und trotzdem kommen s' her. Die fühlen sich mit uns verbunden und ich mich auch mit denen, irgendwie.“

Donaueschingen, Deutschland, Kilometer 2840

Gleich zwei Donauquellen. Eine für die Geographen (Zusammenfluss von Breg und Brigach) und eine für die Romantiker (eine Quelle im Schlosspark). Das Wässerchen im Park, das in die Brigach geleitet wird, hat Fürst Karl Egon III. einst umfassen lassen, und beschriftete Steintafeln drängen auf, dass sie hier und nur hier sei, die Quelle. Da werden die Rumänen und die Ungarn begrüßt, da wird die Höhe ausgewiesen (678 Meter) und die Kilometrierung beendet (2840 Kilometer). Das ferne Sulina im Donaudelta wird genannt, weist es doch das Ende der Donau und ihren Übergang ins Schwarze Meer aus – oder den Anfang der Zählung, Kilometer 0.

Kulturelles vom Schwarzen Meer ist auch bis nach Donaueschingen gelangt, irgendwann vor 20 Jahren. „Die Türken in Deutschland sind wie Kinder, die haben nix im Kopf, immer nur beten, immer zwischen Fabrik und Moschee hin- und herrennen, da können sie ja nicht denken lernen“, sagt Mehmet Özyildirim, der Türke, und nimmt eine Goldkette aus dem Glaskasten. *Oriental Juwelier* heißt sein Laden, 100 Meter von der Schlossquelle entfernt. Und warum sollen Leute, die nicht denken können, wählen dürfen? Die sollen erst so modern werden wie die Deutschen, dann dürfen sie auch wählen, „ist doch logisch“. Özyildirim fliegt alle zwei Monate nach Istanbul und kauft ein, Goldschmuck, 14 Karat, sehr günstig. Seine Frau bleibt hier bei den Kindern. „Ich bin ein freier Mann, ich komme und gehe, wie ich will. Schließlich bin ich der, der verdient. Und wer verdient, hat mehr Freiheit. Logisch, oder?“ Ehen mit selbstständigen Frauen können nicht funktionieren, weiß Mehmet Özyildirim und lächelt entspannt; ihm geht es blendend, er ist ein sehr freier türkischer Mann mitten in Deutschland.

Aus dem Radio erklingt die Stimme des Nachrichtensprechers, der mitteilt, dass die Stadtverwaltung von Tannhausen es abgelehnt hat, die Bauwilligung für eine Moschee mit Minarett zu genehmigen. Die Gemeinde hat flugs das betreffende Gebiet in eine Wohnzone umfunktioniert,

nur Bauten im örtlichen Stil werden bewilligt. Die muslimische Gemeinde hat daraufhin den Bauantrag zurückgezogen.

Ulm, Deutschland, Kilometer 2585

Das Münster, ein in den Fluss gefallener Schneider, Albert Einstein, die Geschwister Scholl, eine avantgardistische Hochschule, der Neue Deutsche Film, die Ulmer Schachteln; das sind die Berühmtheiten dieser Stadt. Hier hat sich einst viel bewegt.

Die Donau, schon breit geworden, zieht beiläufig an Ulm vorbei, die Stadtmauer begleitet sie ein Stück. An diesem Ufer sind sie losgefahren, die Händler, die Soldaten samt ihrer Pferde, die Reisenden, die Siedler auf dem Weg in ihre neue Heimat. Hier sind sie eingestiegen in die Barkassen, die Ulmer Schachteln. Man stelle sich eine Ulmer Schachtel wie ein riesiges Ruderboot vor, auf dem ein Holzhaus steht. Darin saßen eng aneinander gedrückt 40 bis 100 Menschen, ein bis zwei Wochen dauerte die Fahrt nach Wien. Die meisten allerdings reisten weiter, nach Ungarn, ins Banat, in die Walachei, nach Sirminien und Slawonien. Kaum hatte die österreichisch-ungarische Armee die Türken geschlagen, musste das verwaiste und verwüstete Land bewirtschaftet werden. Deutsche Handwerker wurden geholt, nach 1710 startete die erste Umsiedlungswelle. Donauschwaben nannte man sie; über zwei Jahrhunderte sollten sie den Kulturraum des südlichen Mitteleuropas mitgestalten, mit ihrem Wissen, ihren Bräuchen, vor allem aber mit ihrer Sprache. Die 150 jungen Frauen, die 1717 auf dem *Moidleschiff* in das Banat geschickt wurden, um den dort verbliebenen Unteroffizieren viele Kinder zu gebären, sind in Liedern und Gedichten verewigt worden. Sie sind als fröhlich trällernde Mädchenrunde in das Gedächtnis der Stadt Ulm eingegangen, obwohl keineswegs bewiesen ist, dass sie singend in ihre ungewisse Zukunft steuerten.

Ingolstadt, Deutschland, Kilometer 2458

Der Mann hieß Johann Zeckel und war Goldschmied. Zeckel hatte eine Lebensaufgabe. Er beendete nach 30-jähriger Arbeit 1708 eine der bedeutendsten Goldschmiedearbeiten, die die deutsche Kirchengeschichte kennt: die Lepanto-Monstranz, auch Türkenmonstranz genannt. In der kahlen Schatzkammer der kleinen Rokokokirche Maria de Victoria thront die 1,23 Meter hohe Monstranz in einer gläsernen Vitrine. Ein tuschelndes Ehepaar steht ehrfürchtig vor dem 18 Kilogramm schweren christlichen Triumph aus Gold, Silber und Edelsteinen, eine funkelnnde und glitzernde Darstellung des Sieges über die osmanische Flotte in der Schlacht von Lepanto im Jahr 1571. Das Schiff von Kara Mustafa (in Silber) sinkt, der Sultan rettet sich in ein Beiboot, das christliche Schiff (in Gold) steht aufrecht da mit Takelagen, geblähtem Segel, imposantem Mastkorb und filigranen Leitern. Fingernagelgroße Matrosen schauen über die Reling zu den Ertrinkenden, bewegliche Engel schleudern Blitze und blasen Wind in die Segel, an ihrer Seite der Heilige Geist, Erzengel Michael und die Mutter Maria.

Johann Zeckel ließ einen knienden Türken seine Monstranz tragen, aber nach der Säkularisierung schmolzen die Kirchenväter den Türken ein

und ersetzen ihn durch einen diskreteren, abstrakten Fuß. „Clash of civilizations“, flüstert der gepflegte alte Amerikaner seiner Frau zu und nickt bedeutungsvoll, „schon damals. Nur weiß das heute keiner mehr.“

Passau, Deutschland, Kilometer 2226

Aufregtheit. Fremde ist zu ahnen. Menschen, die andere Sprachen sprechen. Kreuzfahrtschiff neben Kreuzfahrtschiff. Ukrainische Dampfer älteren Baujahrs liegen neben den Luxusfähnen, deren Glasfronten in kühlem Grün schillern. Blicke vom Kai aus in enge Kabinen, Menschen sitzen auf Betten, räumen Kleider in Schränke, wissen die Situation noch nicht recht einzuschätzen.

Eine viel versprechende Handbewegung eines bulgarischen Matrosen, dessen Schiff ablegt, lautstark wendet und sich träge dem Fluss anvertraut. Seine Hände signalisieren eine Sieben. Sieben Tage, und dann sind wir wieder hier, warte hier auf uns! Aus der Entfernung lassen sich Versprechen leichter machen.

Was für eine Stadt. Wie ein Schiffsbug liegt sie da, schlank und spitz. Humboldt nannte sie eine der sieben schönsten Städte der Welt. Auf der einen Seite der Inn, auf der anderen die Donau, daneben die kleine Ilz. Hier also mündet die Donau in den Inn. Hier ist der Ursprung aller Fehler. Denn eigentlich müsste die Donau Inn heißen. Der Inn bringt mehr Wasser mit, er ist breiter, tiefer. Das, was sich gemeinhin Donau nennt, hat nach Passau die Farbe des Inn, ein Blick auf das Satellitenbild wischt jeden Zweifel weg. Aber dann wäre alles anders. Die Donau wäre ein Schweizer Fluss und kein deutscher. Sie wäre der kantigen Schönheit des Engadins entsprungen und nicht einer Schwarzwälder Wiese. Vielleicht wären die Engadiner Zuckerbäcker auch nicht nach Amerika ausgereist und hätten die westliche Welt mit Kuchen verüstet, vielleicht wären sie dann auf ihrem Fluss, dem Inn, bis nach Arabien vorgedrungen und hätten ihre Nusstorten mit Koriander gewürzt.

Mauthausen, Österreich, Kilometer 2112

LinZ war die Lieblingsstadt Hitlers, und er plante, seinen Lebensabend hier zu verbringen. Albert Speer hatte schon mit den obligat gigantomanen Entwürfen begonnen, die das Stadtbild massiv verändern sollten, es fehlte aber an Baumaterial für die Machtarchitektur.



Maria Taferl, Österreich



Mauthausen, Österreich



Wien, Österreich

In der Nähe von Hitlers großdeutschem Rentnertraum liegt in lieblichster Umgebung das Konzentrationslager Mauthausen. Die Anfahrt führt erst an der Donau entlang, dann über eine kurvige Straße durch hügelige Landschaft. Schon von weitem erkennt man die kleine, frei stehende Anlage, die wie ein mittelalterliches Fort im Grünen thront. Eichhörnchen flitzen über die Treppen, Vögel trällern, Apfelbäume stehen im tiefen Gras, und von der Anhöhe aus können die Besucher in aller Ruhe das üppige Donauland betrachten, bevor sie durch das Tor ins Innere des Lagers treten. Eine Gruppe Schüler kommt die Treppe hinauf, Jungs mit Zigaretten im Mund, betont lässig, die Verunsicherung kaschierend. Auf dem gegenüberliegenden Hügel bauen Handwerker ein Einfamilienhaus für Menschen, deren Blick aus dem Wohnzimmer direkt auf die *Todesstiege* führen wird. *Todesstiege* heißt die steile Treppe, weil Tausende Häftlinge hier die Lebenskraft verließ, wenn sie die Granitbrocken für Hitlers Traumstadt aus dem Steinbruch die 186 Stufen hoch schleppen mussten. Manche sprangen auch Hand in Hand in den Tod. In Mauthausen starben zwischen 1938 und 1945 mindestens 103 000 Menschen an Erschöpfung und Krankheiten, durch Erschießen, Giftinjektionen ins Herz oder Erstickten im Gas.

Wien, Österreich, Kilometer 1929

Vor den Toren Wiens geschah Unglaubliches: 700 afrikanische Eunuchen bewachten 1500 Konkubinen, sie sollen Teil des Gefolges von Kara Mustafa gewesen sein, der die Stadt im Sommer 1683 während zweier Monate belagerte. Türkische Soldaten stellten Springbrunnen her, bauten Bäder, führten Kamele durch das Lager, aßen seltsame, fremde Dinge und wohnten in 25 000 Zelten. Der Großwesir Mustafa hatte seine

prachtvollen Gemäcker auf den Hügeln aufgeschlagen, da, wo später der quirlige 7. Bezirk liegen wird, mitten in der heutigen Wiener Innenstadt also. Er betrachtete die Sache von oben; hinter der Stadt floss die Donau in vielen Windungen und Nebenläufen durch das sumpfige Land. Jetzt lagert Kara Mustafa im Keller des Historischen Mu-



Esztergom, Ungarn

seums. „Brav verpackt“, meint Magister Oehlinger, wissenschaftlicher Leiter des Museums. Nicht der ganze Kara Mustafa, sondern nur sein Kopf, ohne Unterkiefer. Der Schädel wurde seit 1976 nicht mehr ausgestellt. Aus Pietät der Türkei gegenüber, aber die ganze Angelegenheit ist sowieso heikel: Als das österreichische Heer mit Hilfe deutscher und polnischer Truppen die Türken schlug, musste Kara Mustafa den Kopf lassen, so erzürnt war der Sultan in Konstantinopel über die Niederlage des Wesirs. In Belgrad rollte der seinen Gebetsteppich aus und kauerte nieder, bereit, sich köpfen zu lassen. Seine Haut wurde abgezogen und dem Sultan überbracht, als Beweisstück. Den gehäuteten Leichnam vergrub man. Wiener Soldaten öffneten das Grab, holten den Kopf heraus und brachten ihn schnell nach Wien. Türkische Wissenschaftler bezweifeln das heute genauso, wie Magister Oehlinger die Sache mit den von Eunuchen bewachten Konkubinen bezweifelt, und um des lieben Friedens willen bleibt der Schädel im Keller ruhen.

Bratislava, Slowakei, Kilometer 1869

Matej Vanicek liebt seinen Fluss; er leitet den Ruderclub, veranstaltet internationale Wettbewerbe und rudert im Sommer gern zwei Kilometer stromaufwärts, um in einem der idyllischen Seitenarme in Ruhe schwimmen zu können. „Für die Natur ist es wunderbar, dass die Donau in großen Teilen Grenzfluss war. Viel zu unsicher für Industrieanlagen“, sagt Vanicek und zieht an seiner Zigarre, die Augen hinter einer großen Pilotenbrille versteckt. Sein Deutsch ist hervorragend, er arbeitete früher für die slowakische Staatsreederei in Kehlheim. Heute ist die Reederei privatisiert und steht in Teilen zum Verkauf, die Schifffahrt will nicht prosperieren, zu viele politische Hindernisse gab es in der Vergangenheit.

„Auf der Donau ist doch immer irgendetwas los. Wenn es nicht die Russen waren, dann sind es eben die Jugoslawen oder die Türken. Kein Wunder, ist sie so schwach frequentiert“, spottet Matej Vanicek. „Aber der Fluss hat noch große Reserven“, meint er optimistisch. Bis es so weit ist mit dem freien Verkehr, vermietet die slowakische Reederei ihre Werft samt Bootsbauern und konstruiert Yachten für arabische Scheichs. Das Staatsoberhaupt von Dubai hat bereits zwei bauen lassen, eine dritte ist beauftragt, je zehn Millionen Dollar. Die Slowaken fertigen den Rumpf und die Maschine, Italiener stellen das 36 Meter lange Prachtschiff aus. Anschließend wird die Hochseeyacht auf einem Schubschiff über die Donau, das Schwarze Meer und durch den Sueskanal zum Kunden gebracht. „Die Araber sind zufrieden mit unserer Arbeit“, sagt Vanicek, lächelt, streift die Asche seiner Zigarre ab und eilt davon zum Vereinsabend des Ruderclubs.

Budapest, Ungarn, Kilometer 1640

Türkengefahr heißt die Straße auf einem der Hügel Budas. Torokvésk nennt sich auch das ganze Villenviertel, dessen Straßen steil zur *Blutwiese* hoch führen. Die *Blutwiese*, auf der Tausende Männer nach brutalem Gemetzel ihr Leben verloren, sieht heute merkwürdig vertraut aus. Häuser umgrenzen die Wiese, ein Kinderspielplatz ist im Entstehen, ein urbanes Stück Harmlosigkeit, wie es auch in Berlin zu sehen sein könnte.

Die bunten Spielgeräte aus Plastik schaffen diese Vertrautheit, es sind dieselben, die man aus Deutschland kennt. Die EU-Norm für den Beitritt in die Gemeinschaft muss erfüllt werden. Sie macht auch vor Kinderspielflächen in Ungarn keinen Halt.

Mitten in Buda liegt das Grab von Gül Baba, dem Heiligen aus dem 16. Jahrhundert. Heute ist es ein Wallfahrtsort für Türken, die von dieser Terrasse aus über die prachtvollste aller Donaustädte blicken können, die Stadt, in der ihre Vorfahren einst lebten und die sie prägten. Denn die Türken haben zwischen 1541 und 1686, als sie über Budapest herrschten, nicht nur Schrecken verbreitet, sondern auch Kultur gebracht, Badekultur zumal. 47 Bäder kennt die Stadt. Das Király-Bad wurde 1565 gebaut, und noch heute ist es in Betrieb, säuberlich nach Geschlechtern getrennt, so wie einst.

Das *Haus der Ungarndeutschen* liegt auf der anderen Seite der Donau, in einem Villenviertel Pests. Von Türken ist hier keine Rede, dafür viel von der deutschen Sprache. Es ist der erste Abend einer Germanistentagung der deutschen Minderheiten im mitteleuropäischen Raum. Der Dekan der Universität Veszprém, Csaba Földes, spricht vor rund 30 Zuhörern über die Dialektalität der Donauschwaben. Die Stimmung in dem kleinen Saal mit dem hellen Holzboden ist gut, ein interessiertes Trüppchen von Menschen, die sich eines aussterbenden Themas angenommen haben und aus ihren jeweiligen Ländern berichten.

„Genetisch gesehen“, klärt Földes auf, stammen nur zwei Prozent der Donauschwaben aus Schwaben. Die meisten seien Bayern oder Franken. Was die hier lebenden Ungarndeutschen sprechen, ist nicht Schwäbisch, sondern eine im Laufe der Zeit gebildete Mischung aus dem jeweiligen Ortsdialekt und aus deutscher und ungarischer Standardsprache. Wie der Germanistikprofessor in seinen akademischen Jargon allerdings gleich mehrmals das Wort *astrein* einbaut, lässt ahnen, dass es schwierig ist, sich fern von Deutschland der deutschen Sprache milieu- und zeitgemäß zu bedienen.

Bogyszlo, Ungarn, Kilometer 1503

Der ganze Kram interessiert mich nicht, Sprachforschung und so ein Zeugs. Ich bin Donauschwabe und zwar der einzige hier im Dorf. Meine Familie kam aus dem Elsass hierher, so um 1700, eine Kuh und ein Schwein haben die damals zur Belohnung gekriegt. Wir sprachen alle deutsch. Jetzt bin ich der Einzige, der deutsch spricht. Das zahlt sich aus, an mir kommt keiner vorbei, der mit den Deutschen Geschäfte macht! Hätten die auch nicht geglaubt, als sie uns 1946 rausgeworfen haben, dass ich als reicher Mann wieder zurückkomme. 50 Kilo Gepäck durften wir mitnehmen, dann sind wir losmarschiert, die Ungarn haben gewinkt und ein paar sogar geweint. Und die Russen haben uns ihr letztes Hemd gegeben. Vier Wochen waren wir unterwegs. In Deutschland nannten sie uns ungarische Zigeuner. Erst war ich im Lager, danach wurden wir verteilt, wir kamen in ein Dorf bei Marburg. Die Bauern suchten sich die Leute aus, sogar in den Mund haben sie uns geschaut, ob die Zähne gut sind.

Ich habe mir später eine Frau genommen, deren Bruder in Stalingrad gefallen war. Die war Alleinerbin, warum hätte ich eine Arme nehmen sollen, wenn ich eine Reiche haben konnte? Sie war ein schlichtes Bau-



Budapest, Ungarn

ermädchen mit wenig Verstand, aber ihr Vater hatte Land. Ich war fleißig, wir Donauschwaben waren bald reicher als die Einheimischen. Das mochten die natürlich gar nicht gerne. Aber wir hatten hier in Ungarn so hart gearbeitet, solches Arbeiten waren die Deutschen ja gar nicht gewöhnt. 1972 habe ich mich scheiden lassen, das war, nachdem ich nach Ungarn zurückdurfte, nur zu Besuch. Ich hatte hier eine Freundin, die wurde schwanger von mir, die wollte mich an sich binden, drum hat sie das Kind gemacht. Ich habe sie geheiratet, aber das ging nicht gut. Nachher habe ich noch zwei Mal junge Frauen geheiratet; besser eine Junge als eine Alte, nicht wahr? Alle meine Frauen kriegen Geld von mir. Hier lebe ich wie ein König, ich mache alle Geschäfte, die mit der Donau zu tun haben. Vor allem Sonnenblumenkerne verladen wir in Bogyszlo, die gehen dann die Donau hoch, bis in den Rhein hinein. Da wird Öl draus. Auf ein Schiff passen 50 Lastwagenladungen, da kommt ganz schön was zusammen. Ich hab ein gutes Leben hier, ich geh zur Jagd, schieße mir sonntags einen Fasan, manchmal verleihe ich mein Gewehr an Touristen. Nur die Italiener, die bekommen keines mehr, die schießen alles ab, was sich bewegt. Die schießen sogar im Dorf auf Vögel, die haben einen richtigen Tick.

Adam Jung, Donauschwabe, 74 Jahre

Novi Sad, Serbien, Kilometer 1258

Die Brücke liegt als zerbrochenes Stück Asphalt in der Donau, Hunderte Male in allen Fernsehstationen gezeigt, ein Dokument des letzten Krieges, der den Balkan aufwühlte und Hunderttausende Menschen das Leben kostete. Novi Sad hieß einst auch Neusatz. Oder Újvidék. Hier lebten zwei Dutzend Ethnien miteinander. Zeitungen erschienen in den jeweiligen Sprachen, Menschen gingen in ihre jeweiligen Gotteshäuser, Schulen und Literaturen der jeweiligen Kultur existierten nebeneinander. Heute ist Novi Sad nur noch Novi Sad. Die zerstörte Brücke erinnert jeden, der mit der Donauschifffahrt zu tun hat, täglich an die Nato-Bomben, die 1999 hier fielen. Wäre die Brücke nicht



Novi Sad, Serbien



Turnu Magurele, Rumänien

zerstört, könnten die Frachtschiffe diese wunde Stelle durchfahren und müssten nicht tagelang warten. Rumänien und Bulgarien wären nicht abgeschnitten vom restlichen Europa, hätten den leisen Aufschwung, den sie nach der Wende gerade zu spüren bekamen, fortführen lassen können. Es würde die Donau eine Wasserstraße werden wie der Rhein. Wäre. Würde. Die Brücke zeigt, dass es so nicht ist.

Belgrad, Serbien, Kilometer 1171

Ein Hochsommertag im Jahr 1456. Das osmanische Heer ist bis Belgrad vorgedrungen. Die Ungarn schlagen in einer großen Schlacht, der noch so viele folgen werden, die erobierungslustigen Türken. Das Christentum hat für einen kurzen Moment über den Islam gesiegt, und zum Dank verordnet der Papst, dass ab nun mittags um zwölf die Kirchenglocken läuten sollen. Und seine Order wurde befolgt. Eine vor einem halben Jahrtausend eingeführte Regelung, die bis heute in der christlichen Welt kaum an Gültigkeit verloren hat.

Belgrad war für Europa ein Ort des Schreckens, jahrhundertlang wurde die Stadt von Konstantinopel aus regiert, sie war Basis für die Angriffe auf Wien, eine durch und durch türkische Stadt, die in ihren besten Zeiten über 100 Moscheen besaß. Erst 1867 verlor das Osmanische Reich seinen Einfluss endgültig. Kein anderer Ort in der Donauregion ist so oft zerstört und wieder aufgebaut worden, keiner hat eine so blutige Geschichte. Und keiner scheint sich so schnell zu regenerieren wie dieser. Moscheen stehen immer noch, und auch die Kirchenglocken läuten wieder mittags um zwölf.

Eisernes Tor, Serbien/Rumänien, Kilometer 952

Nelu Bredan-Ebinger kann sich erinnern: Als Elfjähriger besuchten er und seine Mitschüler eine kleine Insel namens Ada Kaleh, auf der nur Türken lebten und die mitten in der Donau im Eisernen Tor

lag. Da, wo Balkan und Karpaten zusammentreffen, wird die bislang flache Donau zu einem tiefen, engen Fluss, der sich durch die Berge drängt, bevor er in die Weiten des rumänischen Flachlands übergeht. 1972 fluteten die Rumänen und Jugoslawen das 150 Kilometer lange Eisernen Tor und machten einen Stausee daraus. Ada Kaleh ging unter. „Die ganze Stadt war von Moslems bewohnt, ich hatte so etwas noch nie gesehen. Da waren Moscheen und türkische Märkte und Menschen, die ganz anders gekleidet waren als wir. Es hat uns Kinder ungemein beeindruckt“, sagt der Germanist Ebinger. Die Einwohner wurden umgesiedelt, die Wohlhabenderen gingen in die Städte, den Armen blieb nur der Weg ins Donaudelta, dahin, wo die türkische Minderheit lebte. Heute gleiten die wenigen Schiffe, die durch das Eisernen Tor fahren, über das Städtchen hinweg, als ob es nie da gewesen sei.

Ruse, Bulgarien, Kilometer 496

„Rustschuk war ein alter Donauhafen und war als solcher von einiger Bedeutung gewesen. Als Hafen hatte er Menschen von überall angezogen, und von der Donau war immerwährend die Rede. Es gab Geschichten über die besonderen Jahre, in denen die Donau zufror; von hungrigen Wölfen, die hinter den Pferden der Schlitten her waren“, schrieb Elias Canetti, 1905 in Ruse geboren.

„Es wird mir schwerlich gelingen, von der Farbigekeit dieser frühen Jahre in Rustschuk, von seinen Passionen und Schrecken eine Vorstellung zu geben. Alles was ich später erlebt habe, war in Rustschuk schon einmal geschehen. Die übrige Welt hieß dort Europa, und wenn jemand die Donau hinauf nach Wien fuhr, sagte man, er fährt nach Europa, Europa begann dort, wo das türkische Reich einmal geendet hatte.“ Heute ist Ruse bulgarische Provinz. Freundlich zwar und dank des immensen Hauptplatzes, auf dem sich Café an Café reiht, Musikanten spielen und Kinder zwischen den Gartenstühlen durchsauen, von einer gewissen räumlichen Offenheit. Aber von dem alten internationalen Flair keine Spur.

Bulgarisierung oder *Prozess der Wiedergeburt* nannte sich das Programm, das die kommunistische Regierung 1984 startete. 800 000 Türken wurden mit Gewalt gezwungen, bulgarische Namen anzunehmen. Türken gab es fortan keine mehr – man nannte sie islamische Bulgaren. Schulbücher wurden umgeschrieben, die Historie von der osmanischen Kultur befreit, Moscheen geschleift, die Riten und Sprache von immerhin zehn Prozent der Bevölkerung verboten, sogar vor den Gräbern machten die Mächtigen nicht halt: Sie nannten die Toten um. Widerständler verbannte man in ein Lager auf einer Donauinsel. 1989 fühlte sich die Regierung von aufässigen Intellektuellen und Türken so bedroht, dass sie im Juni mit einer Zwangsauswanderung begann: 330 000 Türken verkauften hektisch ihren Besitz und verließen das Land. Im August schloss die Türkei ihre Grenzen, 100 000 Menschen hatten sich vergeblich aufgemacht. Der Druck vom Ausland erhöhte sich, und nach Zusammenbruch des kommunistischen Regimes kehrten viele Türken zurück, sie nahmen ihre Namen wieder an, sprachen in ihrer Sprache. Die Schulbücher wurden erneut umgeschrieben, die Situation beruhigte sich langsam. In den letzten zehn Jahren baute die muslimische Gemeinde 300 neue Moscheen, ein Zusammenleben wird zumindest versucht. In Ruse trin-

ken die Menschen starken schwarzen Kaffee und essen orientalische, klebrige Süßspeisen, als ob nie etwas gewesen sei. Elias Canetti kennt hier übrigens kaum jemand. Es mag daran liegen, dass er weder ein bulgarischer Bulgare noch ein türkischer Bulgare, sondern eben ein jüdischer Bulgare war.

Tulcea, Rumänien, Kilometer 71

Second Hand Shop steht über der Tür geschrieben. Darunter, auf Rumänisch in großen Lettern, *Kleider aus Deutschland*. Joana Simion trägt eine alte gelbe Daunenjacke, sie friert trotzdem. Ihr Laden besteht aus einem Zimmer mit grünem Ölstrich, eine einzelne Glühbirne baumelt von der Decke, der Raum ist düster. An einer Stange hängen zwei Dutzend Kleider und Jacketts aus Deutschland, auf Haufen liegen ungeordnet Hemden, eines mit roten Lettern *Sicherheitsdienst*. Die Sakkos sind schmutzig, zerschissen, ohne Futter. Kleider aus Deutschland. Für 30 Cent das Kilo. Es regnet, Männer gehen stumm an Simions Laden vorbei, die Straße hoch, direkt in die Moschee. In Tulcea lebt die größte türkische Gemeinde Rumäniens; anders als in Bulgarien wurden die Moscheen nicht zerstört, die Vielfalt nicht gewaltsam eingedämmt. Die Industriestadt Tulcea ist das Tor zum Donaudelta, hier verzweigt und verästelt sich der Fluss, teilt sich in drei große Arme, deren nördlichster die Grenze zur Ukraine ist; die Besiedlung endet abrupt, hinter den letzten Plattenbauten und vermoderten Behausungen der Roma-Familien beginnen die Wirren des Schilfs und Wassers, hier ist die letzte Station modernen Lebens, dahinter nur noch Sumpf, Fischreiherr, Pelikane, großartige Landschaft, kaum erreichbare Fischersiedlungen, in denen die Nachfahren der Vertriebenen, Banditen, Staatsfeinde und Deserteure leben, die im Delta Zuflucht fanden. Es gibt nach wie vor geheimnisvolle Kolonien orthodoxer Russen – von modernen Rumänen *Sekten* genannt –, die vor Jahrhunderten flohen in dieses Wasserland. Ein Gebiet, das im Sommer die Hölle sein muss wegen der vielen Mücken und im Winter so arm, braun und nackt aussieht wie die allgegenwärtigen zitternden, bettel-

den und frierenden Hunde, ohne die Rumänien nicht denkbar wäre.

Sulina, Rumänien, Kilometer 0

Synagogen, Moscheen, Kirchen, 18 Konsulate, Kaffeehäuser, Varietés, Spelunken, Villen mit Stuck und Schmuck; Diplomaten, Kommandanten, Zollangestellte, Richter, Ärzte, griechische Professoren, türkische Händler, englische Krankenschwestern, Nonnen, Übersetzer, Kaviarexporteur und natürlich Seeleute aus der ganzen Welt: das war Sulina bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hier hatte die Europäische Donaukommission ihren Sitz, Sulina war ein Handelszentrum, dessen Bewohner etwas auf sich hielten; die Elite streute gar französische Wörter in die Gespräche ein. Sulina heute. Erreichbar nur per Schiff über den mittleren Donauarm, ist es der Übergang vom Süßwasser zum Schwarzen Meer, ein armes rumänisches Dorf mit Holzzäunen und Kühen, die auf der Straße stehen, mit einer Teppichfabrik, deren Arbeiterinnen in maroden Plattenbauten wohnen, ein vergessenes Nest, wo sich die große Welt nur noch für den ahnen lässt, der die Fassaden genauer betrachtet, der am Ufer des Schwarzen Meeres steht und sich vorzustellen vermag, dass gleich da hinten, auf der anderen Seite, verlockend, laut und glitzernd, Istanbul liegt, dass sich der Orient genauso zurückgezogen hat wie das nördliche Europa und alle nur ihre Toten hier gelassen haben. Die liegen in Friedhöfen auf dem Weg zum Sandstrand, ein türkischer, ein jüdischer, ein englischer, ein orthodoxer, mit Holzkreuzen, Steinplatten, Gittern, Mauern, Halbmonden, ganz friedlich und bescheiden nebeneinander. Genauso bescheiden, drüben im Donauarm, das Schild, auf dem steht: *Sulina, Kilometer 0*. ☺



Sulina, Rumänien

Anzeige



Sulina, Rumänien

FLUSSKREUZFAHRTEN
IN DER TRADITION DER SEA CLOUD -

SICH ZEIT NEHMEN FÜR DAS BESONDERE

RIVER CLOUD:
Mit ihrer Eleganz, der Exklusivität und ihrem prachtvollen Ambiente erinnert die RIVER CLOUD an das luxuriöse Reisen der 30er Jahre. Erleben Sie mit ihr die traumhaft schönen Landschaften von Donau, Rhein, Main und Mosel.

RIVER CLOUD II:
Flusskreuzfahrten auf dem Po - zwischen Kunst, Kultur und Lebensart bietet Ihnen die elegante RIVER CLOUD II. Auf ihrer Route zwischen Venedig und Cremona lernen Sie die kulturellen und historischen Höhepunkte der Region kennen.



Ballindamm 17, D-20095 Hamburg
Phone: +49-(0)40-30 95 92-0, Fax: +49-(0)40-30 95 92 22, www.seacloud.com